

Arm im Paradies





Baden nur für
Reiche: Wer am
Starnberger
See kein Geld
hat, ist arm
dran.

Sevil Siedler lebt mit ihrer Familie in Starnberg, dem reichsten Landkreis Bayerns. Sie fragt sich jeden Tag, wie sie ihre Familie über die Runden bringen soll.

**Für viele ist der See das Paradies.
Für Familie Siedler nicht.**





Löwen am Ufer,
Bronzepferd
im Vorgarten,
Ferrari in der
Einfahrt – mit
Statussymbolen
ist man am See
nicht sparsam.



Sevil Siedler: „Manchmal möchte ich weg.
Das Leben hier ist so teuer.“

Sevil Siedler schwitzt. Schon als sie den Pincode eingibt, der ihr Einlass ins Haus von Familie Groß-Schönecker gewährt. Sie streift die Schuhe von den Füßen, stülpt ihre pinken Socken in Plastik-Haus-schlappen, grüßt den Hausherrn. Herr Schönecker macht Home-Office am Esszimmertisch. Sein grünes Nike-Shirt hat heute keinen Schweiß gerochen. Er hat keine Zeit für Gespräche. Er müsse unhöflich sein, sagt er. Er müsse arbeiten.

Sevil redet trotzdem. Sie redet immer. Erzählt ihm von einem Bewerbungsgespräch, das sie kürzlich hatte, von ihren Söhnen. Er sitzt es aus.

Im Haus von Familie Groß-Schönecker ist es knapp zwanzig Grad kühler als draußen. Ein breites Sofa und ein Regal voller Bücher säumen die Wand zur Terrassentür. Heinrich Mann, die Odyssee, Werke zur Kunstgeschichte schweigen im Regal wie Herr Schönecker hinter dem Laptop.

Die Doppelhaushälfte der Familie liegt in Niederpöcking im Landkreis Starnberg, ein Ortsteil direkt am Starnberger See. Anwesen mit Blankoschildern neben den Klingeln und blankgeputzten Autos in den Einfahrten säumen die Hauptstraße. 1 300 Einkommensmillionäre leben im Landkreis, laut Landesamt für Statistik. Die meisten im Freistaat Bayern, bezogen auf die Einwohnerzahl.

Viel mehr Starnberger sind nicht reich. Am Bahnhofskiosk lungern rumänische und moldauische Gastarbeiter. Flaschensammler und Gestrandete flankieren das Seeufer. Wer wenig Geld hat, sucht sich eine Holzbank, wartet, dass die Zeit verstreicht. Am Schiffsanleger schnarcht ein Bärtiger in Unterhemd. Ein Mann mit wirren weißen Haaren fährt auf dem Gepäckträger seines Fahrrades drei Kisten mit Pfandflaschen zum Supermarkt. Jeden Donnerstag versorgen sich etwa 150 Starnberger bei der Tafel mit Lebensmitteln. Auf den Bierbänken vor der evange-



Frank Siedler bangt oft, ob das Geld am Monatsende noch reicht.

lischen Kirche sitzen Alte und Kranke. Eine Zeltplane schützt sie vor der beißenden Sonne. Ein etwa 16-jähriges blondes Mädchen wartet in der Schlange vor dem Gemüsestand, blickt verschämt um sich. Packt Zucchini, Gurken, Schnittblumen in einen Kinderwagen. Als eine der ersten lässt sie sich von Ehrenamtlichen einen Teller Linsensuppe reichen.

Was vielen zu schaffen macht: In Starnberg ist alles teuer. „Wenn ich hier bei Netto Mehl kaufe, zahle ich 85 Cent. Woanders sind es nur 65“, erklärt Sevil. „Das merke ich schon. Aber denen, die 5000 Euro im Monat verdienen, ist das natürlich egal.“ Sie geht putzen, weil sie nichts gelernt hat.

„Als ich 17 war, hat mein Vater entschieden, dass ich einen türkischen Mann in Deutschland heirate. Zur Schule bin ich da schon lange nicht mehr gegangen.“ Sevil ist heute vierzig. Zu ihrer Familie in Adana hat sie kaum Kontakt. Mit 18 ist sie zu ihrem Mann nach Seefeld im Landkreis Starnberg gezogen. Nach seinem Tod 2009 war sie allein mit zwei Söhnen, bis sie als Küchenhilfe im Altersheim ihren jetzigen Mann Frank kennengelernt hat. Frank ist Koch. Er hat kurz darauf den Gasthof zur Post in Seefeld übernommen und zwei Jahre lang geführt. Was ihn heute daran erinnert, sind 100 000 Euro Schulden.

Sevil und Frank müssen sich jeden Tag dem Starnberger Reichtum stellen. Während Sevil im Haus Groß-Schönecker im oberen Bad Kalkflecken wegwischt und Haare aus dem Waschbecken fischt, kommt die Tochter der Familie gerade vom See zurück. Sie grüßt kurz. Johanna hat in Charlotte in den USA studiert. „Aber ohne das Sportstipendium hätten wir uns die hohen Studiengebühren nicht leisten können. Johanna ist im Ruderverein“, sagt ihre Mutter Ursula Groß. „So reich, wie man vielleicht meint, sind wir nicht.“

Gegenüber der Badezimmertür im Flur hängt ein etwa zwei mal zwei Meter großes Gemälde, das Porträt einer Familie im Goldrahmen. Ein Geschenk von Freunden aus dem Nachbarort Berg.

Ursula Groß sitzt in einem Zimmer im ersten Stock. Eine schmale Frau Mitte fünfzig. Sie sitzt im Rollstuhl, Diagnose multiple Sklerose. Als ihr Sohn anruft, nimmt sie behutsam den Hörer ab. Jonathan ist mit Freunden im Urlaub in Barcelona. Nach drei Minuten legt Ursula Groß den Hörer auf, lächelt zufrieden. „Er hat jetzt Abitur gemacht. Als Jahrgangsbester“, erzählt sie stolz. Auch dass er Tennis spiele. Ursula Groß war früher Lehrerin, dann Redakteurin. Heute verdient ihr Mann das Geld. Er ist Gründer einer IT-Consulting-Firma. „Er hatte sich vorgenommen, bis er vierzig ist, ein eigenes Haus zu kaufen, und das haben wir gemacht. Hier leben wir neben dem Paradies“, sagt sie und lächelt breit. Sie spielt damit auf die Parkanlage an, die am Seeufer in Pöcking diesen Namen trägt. Zuvor hat Ursula Groß mit ihrer Familie in einer Drei-Zimmer-Wohnung in München-Sendling gelebt. „Ich weiß das, was wir hier haben, sehr zu schätzen.“ Das Haus verlässt sie nicht oft, dafür kommen Nachbarinnen regelmäßig zum Kaffee vorbei. Als sie noch laufen konnte, ist sie jeden Tag an den See gegangen. Die Niederpöckinger haben einen privaten Zugang. Ein eingezäuntes Wiesengrundstück, zu dem nur Anwohner einen Schlüssel haben. Wo sie ihre Boote kostenlos auf die Wiese legen konnten. Bis ein Diebstahl die Nachbarschaft erschüttert hat. Drei Boote wurden auf einen Schlag gestohlen. „Da muss einer nachts vom See gekommen sein und die Boote an seins angedockt haben.“ Ursula Groß ist immer noch schockiert.

Sevil hat andere Sorgen: 100 000 Euro im Minus, drei Kinder, 900 Euro Hartz IV für die ganze Familie. Die Wohnung in Starnberg hat ihnen nach Franks Insolvenz 2013 das Landratsamt vermittelt. Vier Zimmer teilt Sevil mit ihrem Mann, den drei Söhnen und der Freundin des Ältesten. 1000 Euro warm. Günstiger gibt es nichts. Sevil macht das zu schaffen: „Manchmal möchte ich weg. Das Leben hier ist so teuer. Aber ich habe Angst. Wir sind hier Zuhause. Ich weiß nicht, ob sich die Kinder woanders wohl fühlen würden.“

Viele Familien mit geringem Einkommen verlassen den Landkreis Starnberg. Das ist die größte Sorge von Rupert Monn, Bürgermeister in Berg. Der Gemeinde am Ostufer, in der Entertainer Peter Maffay und Fußballgrößen wie Jens Lehmann und Michael Ballack ihre Villen haben. Doch davon hat der Ort nicht viel mehr als Zäune, Gartentore, Straßzettel. „Ein Straßzettel in Berg kostet weniger als ein Parkticket in München“, sagt Rupert Monn resigniert. Die Haupteinnahmen der Gemeinde bringt die Einkommenssteuer der Einwohner, die 30 000 bis 60 000 Euro im Jahr verdienen. Von denen leben in Berg überdurchschnittlich viele. „Aber wer mehr hat, findet seine Wege an der Steuer vorbei zu wirtschaften. Sie legen ihr Geld in Stiftungen an. Davon haben wir nichts.“

Rupert Monn ist ein untersetzter Mann, der viel lächelt. Auf offiziellen Bildern trägt er Janker, heute, ein normaler Dienstag, kleidet ihn ein weißes Hemd. Als er in seinem SUV durch Berg fährt, grüßt ihn an jeder Ecke jemand. Seit 18 Jahren ist er Bürgermeister, der beliebteste der Region. Mit 73 Prozent wurde er 2012 im Amt bestätigt. Aber er weiß nicht, ob das nochmal gelingt.

Rupert Monn ist einer, der ständig kämpfen muss. Vielleicht ist sein Haar deshalb grau. Jedes Vorhaben wird blockiert. Die Bürger wehren sich gegen Veränderung. Er versucht etwas zu bewegen in seiner Heimat. Ein Begriff, der ihm wichtig ist. 2015 hat er erbittert für den Bau von Windrädern auf dem Höhenzug von Berg gekämpft. „Gib auf, tu dir das nicht an“, baten ihn seine Kinder. Sein Ziel: Berg ausschließlich mit

Hinter Hecken und Gartentoren versteckt sich der Wohlstand. Wer richtig Geld hat, „findet seine Wege an der Steuer vorbei“, sagt der Bürgermeister.



1300

Millionäre leben im Landkreis Starnberg



Starnbergs
arme Seite:
Familie
Siedler in
ihrer Sozial-
wohnung,
Billigmode,
das Sozial-
kaufhaus
der Caritas



Windenergie zu versorgen. Er will Vorreiter sein. Für die Umwelt, für seine Bürger. Seine Gegner: Alle, die dort wohnen und ihre Idylle nicht durch Stahlgebilde entstellt sehen wollten.

Die Fläche des Ortes Berg besteht zu 45 Prozent aus Wald. Naturschutzgebiet, Landschaftsschutzgebiet, Privatgrund. Was Monn fehlt, ist Baugrund für öffentliche Einrichtungen und bezahlbare Wohnungen. „Am meisten belastet mich, anzusehen, dass junge Familien, die hier ihre Heimat haben, in Berg keine Wohnung finden, da sie die hohen Preise nicht zahlen können. Es macht mich traurig, dass sie deshalb wegziehen, nach Weilheim oder Tölz.“

Doch darauf hat er keinen Einfluss. Im Schrittempo fährt er den Weg am Ufer entlang. Die Straße durchschneidet die Grundstücke. Hinten verbergen eiserne Gartentore, Bäume, Büsche und Hecken die Anwesen am Hang. Vorn sind kleine Abschnitte, wo sie ihre Bootshäuser und privaten Seezugang haben. Mit 1000 Euro pro Quadratmeter ist der Grund so teuer, dass eine kleine Gemeinde wie Berg davon nichts kaufen kann. Nicht für Wohnungssuchende, nicht für Parks und Badestrände. Vom Tourismus, der anderen Orten am See Geld einbringt, hat Berg nichts. Wenige Radfahrer und Badegäste kommen her. Und Neugierige. Aber wenn der Magen knurrt, sind sie fort. Es gibt keine Lokale am See. Auch in den Ortsteilen von Berg haben Wirtschaften in den vergangenen Jahren schließen müssen. Monn blickt mit Sorge auf die Entwicklung des Dorflebens.

Das einzige Lokal in Seenähe, das noch nachts um zwei geöffnet ist, liegt an der Staatsstraße oberhalb von Feldafing. Am Westufer, genau gegenüber von Berg. Little Vegas Rosi's Bistro steht auf dem Schild am Parkplatz davor. Eine dicke Frau hängt auf einem Sofa neben dem Eingang. Rosi heißt sie nicht. Aber das ist ihr egal. Ihr ist alles egal. Im Fernsehen läuft Comedy. Auf ihrem Tablet zockt sie Candy Crush. Sie spricht nicht gern. Sackt immer tiefer ins Sofa, bis sie um drei Uhr fast damit verschmolzen ist und den Laden schließt. Zwei Gäste füttern hinten die Spielautomaten mit Münzen.

Leute, die nachts ausgehen, scheint man in Feldafing nicht zu wollen, auch in den anderen Orten am See nicht. Zur Primetime herrscht Stille.

„Wer hierher zieht und genug Geld hat, sich ein Grundstück zu kaufen, sucht vor allem Ruhe“, erklärt Andreas Botas. Er ist Makler für Luxusimmobilien. Botas lebt auf einem Gut mitten im Wald. Ein fescher Typ. Trägt legeres Sommerhemd, helle Farben. „Wer viel Geld hat, arbeitet meistens auch viel. Wenn diese Leute nach Hause kommen, wollen sie ihre Ruhe. Nichts als das.“ Er selbst hat das Gut geerbt. Wenn er drei Immobilien im Jahr verkauft, ist er zufrieden. Vor ein paar Jahren hat er dem thailändischen Prinzen Vajiralongkorn, inzwischen König, eine Villa in Feldafing für 5,5 Millionen verkauft. Feldafing am Westufer ist zurzeit die beste Lage. „Wichtig ist eine gute Verbindung nach München und zum Flughafen.“ Das Ostufer hat zwar die Abendsonne, aber wegen der Anbindung wird auch das Westufer immer gefragter. Die S-Bahn fährt direkt nach München. Im Auto ist man in einer knappen Stunde am Flughafen.

Für Leute wie Sevil Siedler, die ohne Flieger und Auto unterwegs sind, ist die Anbindung ein Problem. Jeden Tag läuft sie eine halbe Stunde von Niederpöcking nach Starnberg zurück. Ihre Knie schmerzen beim Gehen. Um arbeiten zu können, nimmt sie Morphium. „Die Arthrose lässt sie das sonst nicht aushalten.“ Die Wirkung lässt auf dem Rückweg nach. Der Bus fährt nur einmal pro Stunde und kostet drei Euro. Geld, das sie nicht übrighat. Ihr strömen Familien entgegen, in bunten Sommerkleidern mit großen Taschen, ge-

In diesem Jahr hat es Familie Siedler noch nicht geschafft, ein paar Stunden am See zu verbringen. Dabei leben sie kaum zwei Kilometer davon entfernt.

packt für einen Tag am See mit Tupperdosen und Badehosen. „Jedes Mal, wenn ich von der Arbeit hier lang zurücklaufe, träume ich davon, so zu leben wie sie. In so einer Villa. Auf der Terrasse sitzen. In Ruhe.“

Am Bahnhof Starnberg nimmt sie den Bus. 1,50 Euro. Sie fährt zum Sozialkaufhaus der Caritas, wo ihr Mann Frank arbeitet. Wegen einer Durchblutungsstörung ist er krankgeschrieben. Einen normalen Job kann er nicht ausüben. Nur drei Stunden am Tag Verwaltungsaufgaben bei der Caritas geben ihm etwas Abwechslung, eine Beschäftigungsmaßnahme, vom Jobcenter vermittelt. Das bedeutet ihm viel. Er mag den Kontakt mit Leuten. Viele kommen, um zu spenden. In der Kleiderkammer liegen Markenklamotten, Marco Polo und Ralph Lauren, auch Möbel sind unter den Spenden, oft in gutem Zustand. Die Caritas profitiert vom Reichtum der Anwohner. Die Leiterin des Sozialkaufhauses erzählt von einer Frau, die alle paar Wochen ein fast neues Paar Schuhe bringt: „Ihr Mann kauft sich immer schwarze Lederschuhe und kann es nicht leiden, wenn an der Zehenpartie diese Falte vom Laufen entsteht. Also trägt er sie kaum zehn Mal und dann bekommen wir die Schuhe.“

Frank arbeitet heute einen neuen Mitarbeiter ein: Der ist Mitte 50, lange Haare, kleiner Bauch, ruhiger Typ, in Starnberg aufgewachsen. Einer von denen, die ihre Abende auf Holzbänken absitzen. Weil es nichts gibt, wo er hingehen könnte. Keine gemütliche Eckkneipe. Keinen bezahlbaren Biergarten. „Das ist wegen der Reichen“, glaubt er. „Noch vor zehn Jahren war das anders. Da gab es Kneipen und Diskotheken. Aber die Reichen wollen ihre Ruhe hier. Sie haben sich über den Lärm beschwert. Deshalb mussten die Lokale schließen.“

Um 17 Uhr hat Frank Feierabend. Als er mit Sevil im Auto sitzt, schaut sie besorgt auf die Wetterapp ihres Handys. Sie hat ihrem Neunjährigen versprochen, am Sonntag baden zu gehen. Jetzt soll es regnen. In diesem Jahr hat es Familie Siedler noch nicht geschafft, ein paar Stunden am See zu verbringen. Dabei leben sie kaum zwei Kilometer davon entfernt. „Immer arbeiten“, sagt Sevil, zuckt mit den Schultern. „Ich brauche das gar nicht. Kann eh nicht schwimmen, aber für Kevin ist es schlimm.“

Sie sitzt auf dem Ecksofa ihrer Wohnung, legt die Füße hoch, lässt sich die kühle Luft des Ventilators ins Gesicht pusten. Frank ist heute nach Weilheim gefahren, um bei Mediamarkt zwei kleine Ventilatoren zu besorgen. Jeweils zehn Euro. Der eine surrt auf dem Wohnzimmer-tisch. Ansonsten wäre die Hitze kaum auszuhalten. Mit ihrer grellen Stimme ruft Sevil die Jungs zum Tischdecken, etwas zu trinken zu bringen. „Ich mache heute nichts mehr. Jetzt sollen die Kinder arbeiten.“ Sie versuchen, jeden Abend zusammen zu essen. Frank steht am Grill auf dem kleinen Balkon. Sevil erzählt, was bei Familie Groß-Schönecker los ist. „Die fliegen andauernd irgendwohin“, winkt Berkan ab, der älteste Sohn. Ihn interessiert das schon nicht mehr. Er hatte heute den letzten Arbeitstag vor dem Urlaub. Er macht eine Lehre zum Spengler.

Der 15-jährige Samet lebt in einer Einrichtung der Caritas in Ingolstadt, ein Kinder- und Jugendhilfezentrum, genannt Kinderdorf. Er ist nur in den Ferien Zuhause. Er und sein älterer Bruder haben ADHS. In der Schule in Starnberg hatten sie Schwierigkeiten. „Oft haben die Jungs gesagt, dass sie gehänselt werden“, erzählt Frank. Die Mitschüler haben sich über Samet lustig gemacht. Immer wieder gingen Sevil und Frank in die Schule, um mit den Lehrern darüber zu sprechen. Immer wieder musste Samet die Schule wechseln. Die Lehrer überfordert, die Schulleiter hilflos: Kinder wie Samet gehören nicht nach Starnberg. An der fünften Schule in Tutzing hat er schließlich der Lehrerin gedroht, er würde alle Mitschüler und sich selbst erschießen. Das folgende halbe Jahr verbrachte er in einer Nervenklinik. „Heute fühlt er sich wohl und hat fast nur Einsen im Zeugnis. Ihn wegzugeben war die schwerste Entscheidung unseres Lebens. Aber jetzt sind wir froh. Ihm hat das gut getan“, sagt Frank.

Für Samet und seine Familie ist das Leben in Starnberg eher Hölle als Paradies. Vielleicht weil sie fünf Kilometer davon entfernt wohnen, von der Parkanlage „Paradies“ zwischen Pöcking und Tutzing.

Doch einer hat es hier gefunden. Direkt neben dem Park unter einem Zwetschgenbaum im Pöckinger Ortsteil Possenhofen sitzt seit 47 Jahren fast täglich der Maler Sepp Wagner und malt den See in Aquarell und Öl. Manchmal sind es Auftragsarbeiten: „Dann kommt jemand, der möchte ein Gemälde von seiner Yacht auf dem See. Ich lasse mir ein Foto geben und baue sie in die Seelandschaft ein. Nur wenn sie dann um ein paar Euro feilschen wollen, verliere ich die Lust.“

Wagner ist achtzig Jahre alt. Ein Sonnenhut aus Bast schützt seine alte Haut. Sein Arbeitsplatz ist ein kleiner Küchentisch, abgeklebt mit vergilbtem Papier. Er sitzt auf einem grünen Holzstuhl.

Alle paar Minuten grüßt ihn jemand. Servus Sepp, Griaß di, Sepp. Artig grüßt er zurück. Neben dem Atelier werden Liegeplätze für Boote vermietet. Sepp Wagner hat miterlebt, wie in Possenhofen und anderen Gemeinden am See selbst arme Fischer zu Geld kamen. Sie boten Teile ihrer Häuser als Gästezimmer an, vermieteten Liegeplätze, bauten Lokale auf. Wer ein Grundstück am See besaß, war bald schon Millionär.

Sepp Wagner sitzt am See und malt. Hundertfach zeigen seine Bilder spiegelglattes blaues Wasser, weiße Segel der Yachten, grüne Wälder und Hügel. Er blickt aufs Wasser und sagt: „Ob Maserati oder Fahrrad, wer hinter mir vorbeifährt, interessiert mich nicht.“



FRANZISKA PESCHEL & DANIEL NIEDERMEIER

In Starnberg aus der S-Bahn gestiegen, wurden wir nass. Dann wütend. Regen prasselte durch das rostige Stahlgerippe, das mal ein Dach war, auf unsere Köpfe. Wir fragten uns: Wieso schreiben alle Journalisten über Luxus am Starnberger See, obwohl die Armut genauso augenscheinlich ist?